

**Ich möcht' allein mit meiner Liebe sein.**

Von J. M. Burda.

Ich möcht' allein mit meiner Liebe sein, Allein auf weiten, leuchtender Halbe, Möcht' jauchzen in den jungen Tagen hinein, Daß es ein Echo wecht im nahen Walde.

Ich möcht' allein mit meiner Liebe sein, Im schwanen Kahn, auf azurblauen Fluten, Die Brust geschwellt von Zukunftsträumen, Von meiner Liebe Morgenmorgenslusten.

Ich möcht' allein mit meiner Liebe sein, Auf freier Bergeshöh', im Abendglühn, Der milde, zauberhafte Purpurchein Mögt' durch die Tiefen meiner Seele Früh'n.

Ich möcht' allein mit meiner Liebe sein, Entfliehn dem wilden, wogenden Getriebe, Die Brust geschwellt von Zukunftsträumen, Von meiner Liebe Morgenmorgenslusten.

Ich möcht' allein mit meiner Liebe sein, Mit meiner großen, heiß erklämpften Liebe!

**Ein Ausweg.**

Erzählung von Edith Nebelona.

„Vor vierundzwanzig Jahren,“ sagte der alte Apotheker, „sah ich hier auf derselben Platte an demselben Tische,“ er erhob sein Weinglas, „nicht mit einer jungen Signora, obgleich ich damals wohl eine bessere Gesellschaft für eine junge Dame war als jetzt — nein, sagen Sie nichts! Ich war jung, mein Bart war schwarz und dick, ich so dick! Ich war damals vielleicht ein flotter Bursche — ich weiß es nicht — aber jedenfalls flotter als heute! Sehen Sie, damals gingen wir denselben Weg, den wir heute gegangen sind, und mein Freund sagte genau wie Sie eben sagten: „Sehen wir uns hierher, hier ist es hübsch,“ und wir setzten uns akkurat auf denselben Platz. Seitdem bin ich nicht mehr hier gewesen. Ich hatte keine Lust, allein herzukommen, und ich bin ein einsamer Mann, wie Sie vielleicht bemerkt haben.“

Er drehte an seinem Glas und betrachtete lange die Bedeckung des Tisches in dem rubinrothen Wein.

„Vielleicht ist es auch derselbe Wein,“ sagte er nachdenklich, führte das Glas an seine Lippen und trank mit tiefen Zügen. „Signora, mit wem sollte man in diesem Nest wohl sprechen? Gewiß, dann und wann schwätze ich mit den Leuten auf der Straße, aber sonst? Der Bürgermeister verkehrt nur mit den Adeligen in der Umgebung, der Arzt ist bumm und aufgeblasen und sieht einen Apotheker über die Achsel an, die Geistlichen sind hochmütig und unbedarft. Was die Geschäftslente anlangt, mögen sie wohl brave Menschen sein, möglicherweise bessere als ich, aber wir sympathisieren nur mal nicht miteinander. Man nennt mich hier einen Sonderling. Das waren andere Zeiten, als ich jung war, als ich den Luigi zum Freund hatte, von dem ich doch sprach. Den hätten Sie kennen sollen, Signora! Was war ich neben Luigi? Ein Schatten! Eine Puppe — nichts! Anders! Luigi konnte mich lebendig machen, so reich war er an Menschlichkeit. Sein Lächeln war das Beste, was es auf der Welt gab — nur daß es immer seltener und seltener wurde. Er war Maler und verkehrte mit einer Madonna an Schönheit und Anmut, sie hatten fünf Kinder damals — damals, als Luigi und ich den Spaziergang hier heraus machten.“

In seiner Jugend hatte er Glück gehabt. Auf einer Ausstellung in Mailand wurden alle seine Bilder zu hohe, Preisen verkauft! Das Leben lag ihm zu Füßen — ach, ich habe Thränen aus seinen Augen fließen sehen, in einer Freude, die seines Wortes und seines Lächelns fähig war. Aber Sie wissen — in den großen Städten gibt es manchmal so etwas wie eine Gegenströmung; nach den Siegen — es ist nicht gerade ein Rückschlag — es ist bloß Stillstand. Luigi war getroffen und wartete! Er wußte ja, daß das, was er nach seinen Siegen kaufte, weit über dem Stand, was ihm die Siege eingetragen hatten, und deshalb wartete er so lange und so geduldig. Zwei Jahre — drei Jahre — vier Jahre. Seine Frau und ich, die ihn liebten, empfanden die Ungerechtigkeit härter als er, das darf ich wohl behaupten. Sie, deren Augen so tief und träumerisch waren, hatte einen Mann, der so stolz, so stolz! Aber Luigi wartete und arbeitete und machte uns zu besseren Menschen, einfach durch seine Gegenwart und daß er uns von allem sprach, was ihn erfüllte. Seine Theorie war die, wenn die Menschen die Natur zu leben verstehen müßten, müßten sie gut und glücklich werden. Nicht nur die Wenigen, denen dieser Vorzug durch Kultur und Reichthum gegeben wird, sondern das ganze Volk, alle, die in und von der Natur leben! Und er wollte sie leben lehren. Ihnen erst die Einzelheiten zeigen, damit sie später eine desto größere Freude am Ganzen hätten. Eine Blume, einen Baum förmlich vor ihren Augen hinanzuführen, so, daß sie ihn dort sehen und wachen und Früchte tragen sehen sollten. Und sie sollten das betrachten und sich darüber freuen, daß das alles ihr eigen war. Ich drückte mich vielleicht schlecht aus, Signora, aber das hatte er auf alle Fälle im Sinn. Und so malte er seinen Wandbildern, der war so herrlich, sage ich Ihnen, Signora, — obgleich er nur ein ganz gewöhnlicher

Mandelbaum war; mir war, als sähe ich ihn zum ersten Mal, und doch stand er ja in meinem eigenen Garten. Wir alle drei waren auf dem Bahnhofe, als das Bild zur Ausstellung geschickt wurde, und winkten dem Zuge nach, als würde ein Freund abreisen. So vergnügt waren wir! So voll Hoffnung waren Luigi und seine Frau, obwohl ihr Weg so mühselig war; ich kenne Bettler, die mehr zu leben hatten als sie beide. Ich will nicht sagen, daß sie damals hungerten, nicht, weil es etwa nicht wahr gewesen wäre, sondern weil Sie sie in einem Lichte der Armut sehen würden, das eben auch nicht stimmte. Ich erinnere mich, daß die Frau ein paar mal im Jahre von ihrem Vater, der irgend wo in Umbrien Gutspächter war, ein Fäßchen Wein, eine Wurst, einen halben Schinken und einige Hundert Feigen und Käse geschickt bekam — Madonna, was war das jedesmal für ein Fest! Wie lachten da die Kinder — das thäten sie übrigens immer, sie waren sorgloser als die Blumen.

Wovon sie sonst lebten, weiß ich nicht. Luigi übernahm Dekorationsarbeiten, ab und zu bemalte er auch eine Wand, aber viel ist damit ja hier nicht los, und ich hatte meine Apotheke gerade erst eröffnet, es ging mir selbst recht knapp. Als wir jedoch das Bild abeschied hatten, war es, als würde die Luft um uns gleichsam höher und blauer. Wir lebten in der Zukunft und nahmen in Gedanken Vorstöße auf alle ihre Freuden. Luigi und seine Frau gingen in meiner Gegenwart darüber zu reden an, daß sie es oft larg gehabt hätten, und daß es ihnen zuweilen um einen Ausweg bangen gewesen wäre — just so, als ob die Verhältnisse sich bereits glücklich geändert hätten!

So fest war unser Glaube an das Bild und an eine glückliche Zukunft, daß wir eine Kritik, die in irgend einem namhaften Blatte erschien und sich recht tabelnd über Luigi's letztes Bild aussprach, kaum beachteten. Es stand darin, daß es unnatur und manier war! Wir ärgerten uns, waren aber überzeugt, daß diese Stimme bald von einem Jubelchor überhäuft werden müßte. Nur Luigi's Frau sagte: „Fahr doch hin! Fahr hin, Luigi, und sprich mit ihnen. Du lebst zu weit abseits!“

Luigi antwortete lächelnd: „Gesteh, Maria, Du wußt, daß ich Stimmen laufen höre!“

„Ach,“ erwiderte sie, „warum nennst Du es laufen? Vielleicht hatte der liebe Gott die Menschen Anfangs gut und gerecht schaffen wollen, seit ihrer aber so viele auf der Welt sind, ist es zu schwer, daß dieselben einfachen Begriffe für alle gelten können, und damit müssen wir rechnen!“

Luigi sagte zu mir: „Glaubst Du, daß es ein so nüchternen Verstand hinter so träumerischen Augen gewohnt hat?“ Und wenn Luigi von ihrem Neffen sprach, lachte sie und ließ davon. Auch ich rieth ihm, in die Stadt zu fahren, die Stimmung zu erforschen und wenn möglich sie ein wenig zu beeinflussen. Es konnte für einen Mann wie ihn doch nicht schwer sein, Verbindungen mit Kreisen zu bekommen, die ihm nützlich wären.

Aber Luigi wollte nicht. „Das taugt nicht, Enrico,“ sagte er, „ich bin früher dort gewesen, aber siehst Du — ich verliere mich ordentlich in der Stadt, ich kann mich gar nicht zurechtfinden — ich denke an alle Dinge zugleich und werde stumm, wenn es zu reden gilt. Das Leben der Menschen in großen Städten geht in einem anderen Takt als das meine, ich vermag nicht, ihnen zu folgen, und vermag es auch nicht, sie einen Augenblick aufzuhalten. Glaub' mir, wenn meine Kunst es nicht kann, ist es unnütz für mich, daran zu denken. Ich bin ja nur einer, den sie nicht kennen.“

Und seine Kunst konnte es nicht, Signora — nicht damals. Sein Bild wurde mit ein paar Worten abgethan, sein Käufer fand sich, und wir bekamen es zurück.

Ich will Ihnen nicht sagen, was wir empfanden, denn wir sprachen auch zueinander nicht darüber. Ein Mann kann seine schönste Hoffnung scheitern sehen, aber er ist kein Mann, wenn er es nicht trägt. Und Luigi war ein Mann. Seine Hand arbeitete rastlos, und ich darf nicht sagen von dem tödlichen Schmerz, der ihn durchwühlte, denn er selbst sprach ja nicht. Drei Bilder sandte Luigi zur Stadt, und alle drei kamen zurück. Die Seele mag hungern, denn die Seele ist ja nichts, und man sieht sie nicht. Luigi hörte auf zu malen und machte Holzschneidereien für einen Bildhauer, aber seine Finger waren ungeübt, und es trug ihm weniger als nicht! Ein. Dann schrieb er für den Bürgermeister ab, denn er hatte eine schöne Schrift, der Luigi, aber auch das war zu wenig. Und die Kinder wurden größer und größer und wollten essen! Wir aßen Brod mit grünen Wässern darauf, aber auch Brod kostete Geld. Und Nobis kostete Geld. Und Kleider kosteten Geld. Geld! Geld! Man kann auf viel verzichten und doch den Kopf hoch tragen, Signora, aber wenn Kinder, die unter Erde wachsen sollen, zu Proletariatskindern werden, leben und hungern aus den Augen leben, dann beugen wir das Haupt, das Schicksal hat uns dort getroffen, wo wir wehlos sind. Dann

bekennen wir uns als besiegt. Vielleicht ist es für Kinder unseres Klimas nicht so hart, Bräufuß zu gehen, ach nein! Und ein Vater kann es wohl mit ansehen, aber eine Mutter! Ich glaube, Signora, das Herz einer Mutter schneidet sich blutig an jedem Stein, auf den ihr Kind mit nackten Füßen tritt.

Luigi sah nicht die weißen Streifen, die sich durch sein schwarzes Haar zogen, aber er sah seiner Frau, Marias, stilles, starres Gesicht, er hörte jede Klage, die sie ihm verhehlte, er lauschte ihrem Weinen, das sich nie — das schwöre ich Ihnen — nie in ihre Augen und über ihre stummen Lippen gebrängt ist.

Damals, das letzte Mal vor vierundzwanzig Jahren, sahen wir hier an dieser Stelle — Luigi und ich — und Luigi sprach mit mir darüber. Er sprach klar und ruhig und unerschütterlich.

Der alte Apotheker schweig einen Augenblick und strich mit der zitternden Hand über den Tisch, ehe er fortfuhr:

„Luigi wollte sterben, Signora! Nicht, weil er müde war — Luigi war nicht feige, das wissen Sie! Aber Luigi wollte sterben, damit seine Frau und seine Kinder leben könnten. Er wußte, sagte er, wenn er todt wäre, würden sie in den Zeitungen über ihn schreiben, seine alten Bilder hervorzuholen und nach den neuen fahnden. Man würde ihn „entdecken“, sagte er. Und er lächelte nicht bitter, er machte sich keine spöttischen Gedanken über den krummen Gang der Dinge, er ragte kraft seines Entschlusses viel zu hoch, um sich an der unbegreiflichen Willkür des Lebens gerächt zu fühlen. Hier, an dieser Stelle sah ich und hat ihn, davon abgesehen. Ich weinte, Signora, ich drohte, ich bettelte, bettelte ihn, zu leben! Er jedoch antwortete nur: „Wenn ein Mann seine Familie durch seinen Tod ernähren kann, bleibt ihm keine andere Wahl.“

Ich mußte ihm schwören, nie zu verrathen, daß sein Tod seine natürliche Ursache hatte, und ich brauchte ihm nicht zu schwören, daß ich seine Frau und Kinder beschützen wollte, so weit es in meinen Kräften stand, und so lange sie meiner bedürften.

Er umarmte mich und sagte mir Lebewohl — er begriff, daß ich ihn lieber hätte als jeden Blutstropfen meines eigenen Körpers, und das hat ihm vielleicht noch wohl gethan. Luigi war nicht überreizt, Signora, er dachte so klar wie irgend einer, aber trotzdem ist ihm um sein Leben bettelt, wußte ich nur zu gut, daß seine Lebenskraft auf das äußerste angespannt war. Er konnte nicht mehr. Luigi verunglückte beim Baden an einer Stelle, wo das Wasser kaum anderthalb Meter tiefe war. Jeder-mann begriff daher, daß es sich um einen Herzschlag handelte. Sie kennen Luigi Ferraris Namen, Signora, Sie wissen, er ist berühmter! Es ging schnell damit, als es zu spät war. Ein deutscher Kunsthistoriker entdeckte ihn. Er hat später seine Wittwe gehetrathet. Beurtheilen Sie sie nicht! Sie war noch jung und schön wie eine Madonna. Ich habe sie nach Jahren wieder gesehen — sie ist eine stattliche Dame. Sie und ihr Mann ehren Luigi Ferraris Andenken — man kann ein Andenken ja auf so mancherlei Weise ehren! Nein, nein, ich will nicht bitter sein! Luigi hat es so gewollt. Seine Kinder entwickelten sich gut. Der älteste Sohn ist Künstler, und sein Weg ist bornenlos. So ist Alles gut geworden, und Niemand hat ein Recht, etwas dagegen einzumenden. Aber eines sage ich mir doch immer und immer wieder: Unser Herrgott ist ein verschwenderischer Mann, Signora!“

**Der Hund als Schmuggler.**

Eine ergötzliche Schmugglergeschichte wird aus Wecheln erzählt. Ein Hund brachte seinem Herrn durch Einfuhr von mehr als 300.000 Mark ein. Das ging so zu. Ein armer Teufel in M., der sich auf christliche Weise nicht mehr zu helfen wußte, kam auf den Gedanken, durch Schmuggel seine Lage zu verbessern. Er entließ von seinen Freunden eine Summe Geldes, ging nach Flandern und kaufte Spigen ein, um sie in der Heimat mit Umgehung des hohen Zolls zu veräußern. Von der Gelehrtheit seines Pudels überzeugt, richtete er diesen dazu ab, ihm hierbei behilflich zu sein. Er ließ ihn scheeren, verschaffte sich eine Hundshaut von eben den Haaren und von gleicher Größe wie der seines Pudels, widelte dem Hunde die Spigen um den Leib und wickelte ihn dann in die neue Haut so gut ein, daß diese Umkleidung von niemand erkannt wurde. So ging er nach der Heimat. Abwechselnd wickelte er in Wecheln bald das eine, bald das andere Thor zum Austritt. Sein Hund Barbon tröstete selbstverständlich ganz unbefangenen Blick am Zollwächter zum Thore hinaus und lief, ohne sich nach seinem Herrn umzusehen, an einen bestimmten Ort, wo er seiner Spigen entledigt wurde. Sechs Jahre lang trieb der Mann sein Geschäft, das so lukrativ war, daß er bald zu großem Reichthum gelangte. Ein Verrath machte der Sache ein Ende. Der Hund wurde, als er über die Brustwehr der Zollstation sprang, erschossen, und man fand um seinen Leib gewickelt für 15.000 Mark Spigen.

**Der Pavillon.**

Von Annemarie von Nathusius.

Er hatte ein geschweiftes, rothes Holzdach, das ein wenig vorprang und um dessen Rand kleine Glöckchen liefen, die im Winde einen leisen, süßen Ton gaben. Sonst war nichts von chinesischer Bauart an ihm zu entdecken, er war ein Pavillon wie andere auch, hart am Teichufer und mit einer kleinen Plattform über dem Wasser. Seine Fenster und die runde, rothe Holzthür schlossen nicht mehr recht, das Innere, ein einziger achteckiger Raum, war ganz verwaorlost. Verschlossene und zerstückte rothe Seidenvorhänge hingen zu beiden Seiten der bunten Glasfenster hinab, und wenn sie der Wind bewegte, so schlüpfte ihre Enden über den Boden. Das Manz wie das Raufschien einer Schleppe. Die alte Koltotapete, halb von den Wänden gelöst, hing hier und da in Fetzen herab, aber es zogen sich breite, bunte Streifen durch die helle Landschaft mit Herren und Damen, Schloßern und grünen Wiesen, da, wo schadhafte Stellen im Dach einmal Regen durchgelassen hatten. Eine dickbäuchige, verschmürkelte Kommode aus hellem Birkenholz stand recht vereinsamt zwischen zwei Fenstern, ihre Politur war erblinlet, ihr Zierrath abgebrochen. Auf ihrer Platte erhob sich eine der Henkel beraubte Alabastervase und vor derselben sah ein kleiner Pagode, der beständig mit dem Kopfe nickte.

Dann gab es noch ein mit fleckigem und zerriffenem Seidengewebe überzogenes Ruhebett auf vergoldeten Löwenklauen und an seinem Kopfende ein kleines, rundes Tischchen auf vergoldetem Bein und mit zerprungenem Marmorplatte. Das war die ganze Einrichtung. Aber dann gab es noch etwas. An einer Wand das lebensgroße Bild einer brünetten, zierlichen Frau in Geiselpaar. Wir Kinder nannten sie: Die Chinesin. Eigentlich waren nur noch die Umrisse zu erkennen, das grelle Gelb des Kimonos, die lila Christanthemen hinter den Ohren und im Gesicht die merkwürdig blanken, braunen Augen. Diese Augen waren immer mein ganz besonderes Grauen gewesen. Sie sahen direkt auf den Beschauer zu, sie hatten etwas Lebendiges. Wir Kinder fragten nicht, woher dies Bild kam und wen es darstellte. Wir wußten nur von Heine Miesche, dem Gärtnersohn, daß „die Chinesin“ um das Theehaus herumspulte, und daß sie in Wollmüschäden auf der Teichoberfläche sichtbar werde mit einer blutenden Stirnwunde und gefalteten Händen über der Brust. Darum nagten wir uns nach Einbruch der Dämmerung nur in Begleitung von mehreren oder eines „Großen“ in die Nähe des gesessenen Pavillons — am Tage aber benutzten wir ihn als Rumpfkammer, wie manche andere verschwiegene und verdeckte Winkelchen des großen Gutes, die man dem Verfall und unsern demolirenden Händen ausgeliefert hatte.

Wenn ich die Landschaft draußen durch die gelben, rothen und blauen Fensterscheiben betrachtete, nickte ich dem Pagoden ein paar mal zu, schnitt der Chinesin eine Frage und stürmte dann hinaus, als sei mir Jemand auf den Fersen. Diese unheimlichen, blanken Augen! Und keine Macht der Welt hätte mich dann beoogen, noch einmal zurückzukehren, die Thüre zu öffnen und hineinzublicken. Die Chinesin stand hinter der Thüre und wollte nach mir fassen. Davon war ich jedesmal fest überzeugt, und ein Schauer ließ mich im hellsten, heißesten Sonnenlicht meine ganzen Glieder beben.

Herumspulende habe ich die Chinesin nicht gesehen, auch ist sie mir nie in schauerlicher Erscheinung auf dem Teiche begegnet, bis — ja, bis ich einmal, längst schon den Kinder-schuh entworfen — mit meinem Manne auf Urlaub in der alten Heimat war und an einem der hellen Sternschnuppenabende dem Theehause gegenüber auf dem Rasen in einem bequemen Roststuhl geschmiegt, Wandergeschichten mit anhörte. Da geschah es, daß meine Cousine Ellen mich fragte: „Weißt Du noch?“ Und nach dem Pavillon zeigte. „Ich nicht, und wir trantien Kindheitserinnerungen aus. Und plötzlich war auch die ganz vergessene Chinesin mit ihren blanken Augen wieder da —

„Wer ist sie eigentlich? Wie kommt das Bild so dahin?“ Rühige Fragen — im Grunde interessirte das alte, fast unmerkliche Bild uns gar nicht mehr. Und doch — gespannt hörten wir zu, als Fräulein Lemke, das gute, alte Fräulein Lemke, deren Mutter selig schon auf Lindenhof die Wirthschaft geführt — die Weine herausgegeben, die Gut — gezogen — als Fräulein Lemke zu erzählen begann:

„Drüben in Raboschin — es mag jetzt an die achtzig Jahre her sein, und Ihr Großvater, gnädige Frau, war ein junger Reiteroffizier — da hatte die Wittve und Herrin auf Raboschin viel von sich reden machen. Sie war eine elegante und graziale Französin, die Leben und Bewegung in die Nachbarschaft gebracht und deren Feste von gekrönten Häuptern besucht wurden. Ra, und wie das so kam, sie blühten in so tief in die Augen, die Herrin von Raboschin, die

schon einen Sohn bei den Reiten hatte, bei denen auch der Großvater selig von Lindenhof stand — und eben dieser Großvater. Aber der hatte noch Eltern; die eine Mariage zwischen der alternden Frau und dem jungen Brausewind nicht erlauben wollten. Und damals hielt es für die Kinder bestmöglich: Pariren!

Da haben sie sich denn heimlich getroffen, und ihre Liebe ist desto heißer gewesen. Das kam denn bald vor, die Ohren der Nachbarschaft und wurde im Regiment ein offenes Geheimniß. Der Sohn der also beschimpften Mutter erfuhr es, wie das immer so geht, erst ganz zuletzt, als alle Welt schon über das Aergerniß sprach und die beiden, die es bereiteten, ganz sicherlich im siebenten Himmel lebten.

Zu einem Kostümfest, zu dem die Utrogeltern in Lindenhof eingeladen hatten, war auch Frau von Raboschin erschienen, unter all den feinen Damen, sie allein in diesem tollkühnen Geiselpaar.

Der Sohn des Hauses in spanischer Ritterschmuck ließ kein Auge von ihr, und ihr eigener Sohn, als deutscher Landsknecht verkleidet, folgte ihr mit unheimlich glühenden, lauernden Blicken.

Es war ein Nummenschanz mit gezüchteten Dolchen unter dem Mantel. Und nun kommt, was ein Augenzeuger, es können auch mehrere gewesen sein, erblühte. Der Vollmond stand am Himmel, die bunten Lampenschirmen durch alle Laubengänge des Parkes, und die Rosen und Reseden dufteten stark und schwül — da verschwanden zwei Gestalten im Pavillon, dessen Glöckchen leise und süß im Winde klangen. Es waren der spanische Ritter und die liebliche Geisha. Aber der Landsknecht hatte sie beobachtet und war ihnen gefolgt. Und nun geschah, was gesehen wurde. Der Spanier schlüpfte, um die Geiselle nicht zu kompromittiren, rasch über die Plattform und mit einem kühnen Sprung seitwärts auf den Rasen. Aber nach einer kurzen Weile traten wieder zwei Gestalten in das grelle Mondenlicht auf die Plattform, zuerst die Geisha in ihrem goldblühenden Kimono, die lila Christanthemen hinter den zierlichen Ohren, das dunkle Haar ein wenig über der leuchtend weißen Stirn und die Augen, die großen sprechenden Augen entsehnstarr auf den Bespäter gerichtet. Sie ging nach rückwärts, die brillantengeschmückten Hände wie in bestiger Abwehr nach vorne ausgestreckt, dem Landsknecht entgegen, der, ihr folgend, aus der Thüre trat.

Einem Augenblick blieben beide stehen, gestikulirten heftig und in höchster Erregung, wie es schien. Worte hat Niemand gehört. Dann trat der unglückliche Landsknecht einige Schritte nach vorn, und die Geisha wich rückwärts schreitend aus, bis — ja, bis sie den Rand der Plattform erreichte. Dann tönte ein leichtes Schrei, wie eine seltsame, flatternde, sich entblätternde Riesenumbleibe ihre leichte Erscheinung eine Sekunde über dem dunklen, schlammigen Wasser, um dann aufklatschend in ihm zu versinken.

Erstarrt stand der Landsknecht eine Sekunde still, dann sprang er in den an der Mauer schaukelnden Rahn hinab, tauchte mit den Armen der Verschundenen nach, rief Hilfe herbei und lauschte wieder — aber vergebens — es war, als habe der Teich, der flache Teich, in dem man gar nicht ertrinken konnte, die Unglückliche einfach verschlungen. Im Nu umstand ihn ein bunter Kranz jammernder, bunter, fremder Gestalten in aller Zeiten und Länder Trachten — ein unanst auf aller Lustbarkeit ausgerittelter Menschenschwarm, sinnlos durcheinander rehend, wie eine verschäudete Herde.

Nur die Glöckchen des Pavillons klangen lustig weiter, als ahnten sie von nichts. Und die tiefer hinten im Park Weiden, welche noch nichts erfahren, ließen unbekümmert bunne Kasketen steigen und in feurigem Regen hinter dem Rücken der Entsehnstarrten niederprasselten.

Da — mit einem Male schrie Zeemann — er schrie, als wüßte er mit feurigen Jagen gezwikt, mit glühenden Gabeln gepieft — er schrie so schauerlich, so morderkschütternd, daß alle wie im Frost zu zittern begannen — und brach dann jäb ab und fiel wie ein Todter zu Boden. Es war der spanische Ritter. Ihm folgten einige Frauenstimmen, ein Tumult entstand und weiche, vom Mondlicht unheimlich beleuchtete Hände streckten sich aus und zeigten auf einen Punkt. . . .

Mitten im Teich, zwischen den Seerosen hindurch, trieb etwas dem Ufer zu. Die gelbe Seide breitete sich weit aus, auf ihr gefaltet zwei wädherrne Hände und über ihr der bleiche, unbewegliche Kopf, die Flügel dem Winde zugeföhrt, auf der Stirn das blutig rothe Mal und um die schneeigen Wangen das Haer wie bunte, grollende Schlangen. . . .

Es konnte nicht anders sein, sie mußte auf einen der eingerammten Pfähle geschlagen und dann im Wasser ertrinkt sein. Und langsam, langsam trieb sie dem Ufer zu, wurde in die Gras gelegt, geliebt, getrocknet — gewärmt — umföhrt. Die blauen, fest geschlossenen Lippen öffneten sich nicht mehr.

Es ist auch über die schauerliche Geschichte der schönen Wittve Raboschin Bergessen gefunken; den Großvater haben die folgenden Jahre berubigt, er hat geheiratet und ist ein glücklicher Familienvater geworden — aber er hatte im ersten Schmerz einen ihm beskreunden Maler gebeten, die Geisha zu malen, wie er sie im Gedächtniß hatte, und sie dann in dem Theehause aufgehängt. Nur der Sohn ist tiefinnig geworden, er konnte sich nicht vergeben, daß die Mutter um ihn den Tod gefunden.

Das Theehaus ist zerfallen und das Bild kaum noch erkenntlich — wenige wissen von der Geschichte und daß „die Chinesin“ eine Sagengehalt geworden — lassen wir es dabei. Die Todten kommen nicht wieder — sie ruht in Frieden! —

Die Erzählerin hatte gendel, wir blühten alle hinüber — die Glöckchen klangen wie geprungenes Glas — ganz fern und dünn und fein. Arme, schöne, liebste Frau von Raboschin! Ich sehe dich wie eine fremde Niesenblume, eine gepflügte und fortgetriebene Wunderblume in deinem gelben Kimono auf dem Wasser treiben, deine Christanthemen leuchten, deine arten Hände leuchten — ich höre die Kasketen zischen, die Glöckchen klingen, ich sehe die entsehnstarrten Geister — aber du schliffst. Unbestimmert um all diese da, schliffst du zwischen Seerosen, auf dem Wasser ruhend —

Ich starrte auf den Teich, es war mir, als müßte ich sie suchen, als müßte sie da sein, als hätten unsere mitleidigen und ergriffenen Herzen sie hergerufen. Und wirklich — läufchten mich meine Sinne — war es ein Trugbild meiner erregten Nerven? War es Wirklichkeit? Dort — dort — die Haare sträubten sich mir, die Hände wurden kalt und starr — dort schwamm sie wieder, gelb, gelb, das bleiche Gesicht dem Monde zugekehrt. Ich sprang auf, ich schrie, ich sah meinen Mann am Arm und zeigte nach dem Sumpfe hin —

„Bist Du toll, Lieblich? Hol der Teufel Eure verrückten Geschichten! Laßt die Raboschin in Ruß!“ polterte er los. Aber auch er verstummte und sah hinüber, meine Cousine, meine Schwägerin, mein Bruder, alle starrten hinüber, unheimlich schweigend und wie gebannt —

Bis Otel Töniss die Sprache wiederfand und in seinem breiten pommerischen Dialekt meinte:

„Ich glaube, Döckling, Du hast was ganz Menschliches und keinen Spuk gesehen — und Ihr alle seid des Dünneles mit Eurem Gefusel.“

Er schloß hin bis an den Rand, und dort blieb er einfach stehen und sagte: „Kinnings, seht Euch den Enal mal an. Da ist die Wacke von Wolf seinem letzten Fastnachtschurz — die hat er hier mang die gelben Rosen geworfen, eine scheußliche, weiße Wacke — aber nicht das süße Gesicht der schönen Raboschin.“

Wolf war mein zwölfjähriger Neffe — der Kestle, der immer irgend einen Unsinn trieb.

Erleichtert athmete ich auf — und dann mühten wir wirklich alle lachen — der Spuk war gründlich vertrieben.

Am nächsten Morgen besuchten wir, Ellen und ich, den Pavillon. Wir gingen behutend über die morschen Dielen, stellten uns vor das Bild und suchten in den gestörten Farben nach der schönen Frau. Aber nur die Augen leuchteten uns entgegen, als lebte sie.

Eine Weile blieben wir so — die Enden der Garbinnen schlüpfen über den Boden wie Schleppensäume. Der kleine Pagode nickte unermüdlich wie vor Jahren, und die Landschaft draußen schimmerte so merkwürdig fremd durch das Gelb und Roth und Blau der Fenster. . . . Staub und Roder machte die Luft schwer und stidig. Wie viel Rüsse waren hier getraucht, wie viel böse Worte wohl gefallen? Die höchste menschliche Leidenschaft hatte den Raum durchstobt — halte an Wänden und Fenstern geitert — hatte jede Ecke gefüllt — und es war doch nur ein bißchen Staub, ein bißchen Verfall zurückgelassen — bald würde gänzlich Vergessen alles werden.

Melancholisch wandten wir uns ab. Als wir die Thüre hinter uns zuzogen, hatte ich wieder das Gefühl des Kindes von damals: die blanken, trauernden Augen brannten auf meinem Rücken. Ich fröhelte, bis wir in die heiße Sonne traten und in ihrem schönen, vollen Licht über den Rasen des Schlosses zuzogen. — Das Leben und die Sonne behalten immer Recht —

**aus Oberösterreich.**

Bedächigt tritt ein polnischer Arbeiter an den Bahnhofsunterkeller einer kleinen Station. Es entwickelt sich folgender Dialog zwischen ihm und dem Beamten:  
Der Beamte: „Run?“  
Der Arbeiter: „Run — da möcht' ich schon ein Bild.“  
„Wohin?“  
„Run — in Hand!“  
„Dammel! — Ich meine, über welche Fahrt soll das Bildet gelten?“  
„Run — über Heierstage.“  
„Zum Donnerwetter, wohin Sie fahren wollen, will ich wissen!“  
„Run — nach Hause.“  
„Aruchend fliegt das Galtterpfeiler zu.“